



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Friedrich von Gentz. 2.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich von Genz.

2.



ie Revolution, deren aggressive Tendenz in dem napoleonischen Frankreich den furchtbarsten Ausdruck gefunden hatte, war bis jetzt der Gegner gewesen, auf deren Bekämpfung Genz all sein Sinnen und Trachten gewendet hatte: die Aufgabe seines Lebens schien ihm damit ebenso erschöpft wie die des Zeitalters. Dies veränderte sich nun zuerst. Der Feldzug von 1809, den aus der Nähe zu verfolgen ihm vergönnt war, hatte in seinen Augen Napoleon des dämonischen Zaubers beraubt, in welchem er ihn mit so vielen andern bis dahin gesehen hatte. Er war ihm nicht mehr die Verkörperung des „satanischen Prinzips,“ sondern eine „gewöhnliche Erscheinung,“ die über kurz oder lang vom Schauplatz abtreten würde, ohne eine dauernde Spur ihres Geistes hinterlassen zu haben. Damit verlor für ihn die große Weltkrisis sehr viel an Bedeutung, das Interesse, das er fortan an ihr nahm, war nicht mehr so tief und leidenschaftlich, daß es sein ganzes Wesen erfüllte; nur wie ein Schauspiel von dramatischem Reiz verfolgte er sie fast mit ruhigem Behagen. Selten, daß die alten Flammen noch aus der Asche sprühen. Man vergesse auch nicht, daß sich Genz dem fünfzigsten Jahre näherte. Noch war freilich seine Gestalt schlank und elastisch, sein Auge glänzend, seine Stirn glatt, noch bezauberte er Männer wie Frauen durch Anmut und Geist, noch handhabte er Wort und Feder mit siegreicher Gewalt, aber nur wenig Sterblichen ist es vergönnt, alle Jugendkraft in Empfindung und That in dieses Alter ungeschwächt mit hinüberzunehmen, am wenigsten dann, wenn sie des Lebens Freuden in so reichlichem Maße genossen hatten wie Genz. „Ich bin unendlich alt und schlecht geworden — schreibt er im Sommer 1813 an Rahel Levin —, der innere Sinn, die Empfänglichkeit ist abgestumpft; Sie leben, ich bin tot!“ Und: „Ich bin in die Ketten dieser Welt so schmähtlich befangen, daß nicht bloß Freiheit, sondern Mut, nach ihr zu streben, mir abgeht.“

Aller Wirksamkeit im Sinne seiner frühern Schriften entsagte er nun. Als Friedrich Berthes sich damals mit der Bitte an ihn wandte, ein neues journalistisches Unternehmen mit politischen Beiträgen zu unterstützen, schlug er es ab. „Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen oder Gefinnungen oder in meiner übrigen Lage das Geringste verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser

Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andre Gestalt gewonnen hat; und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe, zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen; daß mir aber in der Lage, worin die Welt nun einmal sich befindet, diese Pazifikation nicht unwillkommen sein kann, werden Sie leicht begreifen.“

Diese Zeilen belehren uns, daß Gentz damals schon im Bann der Metternichschen Politik stand, die zunächst auf ein friedliches Auskommen mit Napoleon gerichtet war. Wann ihn der neue Minister in sein Programm eigentlich eingeweiht hat, läßt sich heute noch nicht mit Sicherheit sagen. Am Ende des Tagebuches von 1811 merkt er an, Metternich habe ihn tief in seine Besorgnisse und Hoffnungen schauen lassen: „So dunkel und chaotisch auch alles noch um mich her liegen mochte, so that sich doch gerade am Schlusse dieses Jahres eine neue Welt vor mir auf.“ Eben in dieser Zeit verschaffte ihm Metternich die Korrespondenz mit dem neuen Fürsten der Walachei, Karadja, der beim Sultan in großem Ansehen stand und ganz von türkischen Interessen erfüllt war. Damit mußte sich Gentz in Bezug auf die Türkei umdenken, und dies mochte ihm nicht schwer fallen. Wohl hatte er bis ins Jahr 1810 der allgemeinen Ansicht des großen Publikums gehuldigt, die Türken seien ein Schandfleck für Europa und womöglich nach Asien zurückzuwerfen, aber ihrem gefährlichsten Gegner, Rußland, brachte er noch weniger Sympathien entgegen; sowohl in der Denkschrift von 1804, als in den Briefen, die er 1805 an Johannes von Müller richtete, tritt eine sehr starke Abneigung gegen das Zarenreich hervor, die sich in den folgenden Jahren immer mehr steigerte. In dem Kabinet des Kaisers Franz aber waren die türkenfeindlichen Ideen der josephinischen Zeit nie recht heimisch geworden. Stadion ebensowohl wie Metternich suchten in der Pforte einen zuverlässigen Freund zu gewinnen, in einem Vortrage an den Kaiser vom 11. Oktober 1810 spricht Metternich von dem diesseits angenommenen, auf die Erhaltung des osmanischen Reiches gerichteten System. Dieses System fand, nun Gentz vor, als er ein oder zwei Jahre später in ein engeres Verhältnis zur Staatskanzlei trat. Rückhaltlos schloß er sich demselben an.*) Von nun an schien es, als ob er Rußland mehr haßte und fürchtete als Frankreich. Selbst während der Befreiungskriege wendete er sein Auge immer wieder von dem augenblicklichen Gegner voll Sorge dem Riesen im Osten zu.

In die Zeit der Befreiungskriege führt uns die neueste Gentz betreffende Veröffentlichung. Osterreich hatte sich nicht leicht zum Kriege entschlossen, ob-

*) Die Wandlungen Gentzens in der Orientfrage habe ich in der „Zeitschrift für allgemeine Geschichte“ 1884, Nr. 6 ausführlich darzustellen versucht.

wohl eine starke und einflußreiche Partei am Hofe — die schöne Kaiserin Maria Ludovica stand an ihrer Spitze — schon im Frühjahr 1813 zum Anschluß an die Verbündeten drängte. Gentz, der gegen Ende des Jahres 1812 durch Metternich in das letzte Geheimnis seiner Politik eingeweiht worden zu sein scheint, gehörte nun lange zu den entschiedensten Anwälten des Friedens. Denn auf ein Abkommen mit Napoleon war das Streben des österreichischen Ministers schon aus Besorgnis vor dem Anwachsen der russischen Macht vorzugsweise gerichtet. Eine Zeit lang schien es auch erreichbar. Erst die berühmte Unterredung von Dresden — am 28. Juni — vernichtete diese Hoffnung. Wohl wurde noch für die erste Juliwoche ein Friedenskongreß in Prag verabredet, aber es war eine leere Formalität: nun mußte es zum Kriege kommen, und Gentz fand sich in diese Notwendigkeit, so gut wie sein Herr und Meister. In Prag verfaßte er in den ersten Tagen des August das österreichische Manifest, das in unsrer Veröffentlichung wieder abgedruckt ist. Man wird es auch in der That heute noch mit Genuß lesen. Strenge Beurteiler setzen es zwar dem Manifest von 1809 nach, aber wenn dieses auch von höhern rednerischen Schwung beseelt ist, so zeigt jenes dafür die höhere stilistische Vollendung: es ist marmorschön und marmorkalt, alle Bewegung des Kampfes scheint überwunden, in würdigster Fassung läßt der Sprecher die großen Ereignisse der napoleonischen Zeit an uns vorbeiziehen. Was bedeute all das Blut und all die Thränen, die sie gekostet habe, gegenüber der weltgeschichtlichen Lösung, die uns in stolzer Fernsicht nun angekündigt wird. „Die Nation und die Armee werden das ihrige thun. Ein durch gemeinschaftliche Not und gemeinschaftliche Interessen gestifteter Bund mit allen für die Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird unsern Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird unter dem Beifall des Himmels die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen.“ Das Manifest ist wie eine majestätische Duvertüre zur Völkerschlacht von Leipzig. Gentz selbst schrieb ihm zwar nur ein Verdienst zu: „die politische Administration der drei letzten Jahre als ein Ganzes darzustellen und den Charakter derselben dem einsichtsvollen Teil der Zeitgenossen anschaulich zu machen.“ Adam Müller aber schrieb ihm darüber fast so begeistert, wie sieben Jahre früher Johannes von Müller über die Vorrede zu den Fragmenten; sein Jugendfreund und Vetter Ancillon rief ihm zu: Vous avez parlé comme le ministère autrichien a agi; voilà votre plus bel éloge. „So floß der erste Balsam in mein Herz,“ schreibt nun Gentz an Metternich. „Als ich nachher von allen Seiten wahrnahm, daß man das Manifest bloß wie eine klare Glasscheibe betrachtet, jenseits welcher sich jenes politische System, welches ich wahrlich nicht erfunden hätte, welches gehnnt zu haben mir schon Ruhm genug ist, ganz so darstellt, wie es war; als Friedrich Schlegel mir schrieb: Jetzt begreife und fühle ich, daß alles gerade so geleitet werden mußte, wie es geleitet war, daß nichts, garnichts anders

gehen durfte, so fing ich an, eine Freude über mich selbst zu fühlen, wie ich sie seit 1806, wo mir im Sinne der damaligen Zeit etwas gelungen war, nicht wieder gekannt habe. Denn mein Verdienst kann nur darin bestehen, daß ich Ihren Triumph, den wahren, den handelnden, den, von welchem die Sprache nur ein schwacher Abglanz ist und den die Nachwelt fühlen und anerkennen wird, verherrlichen helfe. Dies soll nun fortdauernd die große Aufgabe meiner noch übrigen Lebensstage werden; hierin vereinigt sich mein höchstes politisches mit meinen höchsten persönlichen Interessen."

Der Schlußsatz dieser Briefstelle ist keine leere Redensart: er war nun so ganz von der Metternich'schen Staatskunst eingenommen, daß er fast keine eignen Gedanken, keinen eignen Willen mehr kannte; ungeschont sprach er dies auch in Briefen, die längst bekannt sind, aus.

Mitte August waren die drei verbündeten Herrscher in Prag zusammengetroffen, sie beschloßen die gemeinsame Kriegsführung sofort zu beginnen. Hierauf gingen sie mit ihren Kabinetten nach dem Hauptquartier ab. Gleichsam als Stellvertreter Metternichs blieb Gentz in Prag, wo er auf der Kleienseite — im Waldsteinschen Palais — wohnte. Er allein empfing die amtlichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz, um sie publizistisch zu verbreiten. Zugleich wurde er, wie er selbst sagt, „eine Art von oberster Zensur- und fast von geheimer Polizeibehörde,“ denn die Autoritäten von Prag, nahmen in zweifelhaften Fällen stets ihre Zuflucht zu ihm. Mit der Redaktion der „Prager Zeitung“ war er gleichfalls betraut. In diese vielfache Thätigkeit gewähren uns die Briefe, die er an Metternich ins Hauptquartier sandte, reichlichen Einblick. Wie gering auch die Begeisterung war, mit welcher er den Beginn des Feldzuges begrüßt hatte, im Verlauf desselben wurde er doch wieder von lebhaftem Mitgefühl für die Sache der Verbündeten ergriffen, und bisweilen äußert er sich fast ebenso leidenschaftlich bewegt wie in den Tagen von Austerlitz und Ulm. In welch freudigen Taumel ihn der Sieg von Leipzig mit fortriß, welches Triumphgefühl ihn beseele, als er mitten in der Nacht die Kunde davon erhielt, wissen wir längst aus seinen Tagebüchern, aus Briefen an Rahel und Pilat. Aber auch in den Briefen an Metternich vernehmen wir den lebhaftesten Wiederhall der ungeheuern Begebenheit. „Das war ein Erwachen!“ beginnt ein Schreiben vom 21. Oktober, und am andern Tage fährt er fort: „Ich war schon gestern in einem Zustand, der sich nicht beschreiben läßt. . . Ich kann mich heute auf nichts herablassen, was mich in diesen Empfindungen stören könnte. Extrablätter schreiben, Städte illuminiren lassen, den Enthusiasmus der Menschen auf die größte Höhe spannen — das allein sind in diesem Augenblick meine Geschäfte.“

Der Bericht, den er über die Schlacht an den Hospodar Karadja sendet, bekundet aufs neue seine Meisterschaft in der Erzählung welthistorischer Begebenheiten der eignen Zeit. „Die Schlacht — so hebt er an — ist eine der großartigsten Ereignisse der Zeitgeschichte. Sie zertrümmerte die Grundlagen

einer Herrschaft, welche man für ein halbes Jahrhundert aufgerichtet glaubte; sie rächte Europa für alle Leiden, welche diese unselige Herrschaft es seit zehn Jahren erdulden ließ; sie bahnte einem festen und dauerhaften Frieden den Weg, und hat für lange Zeit die Unabhängigkeit aller europäischen Staaten gesichert.“ In einer Denkschrift, welche er einige Wochen später über den gleichen Vorwurf an Karadja sandte, würdigt er die Teilnahme der Völker an dem Befreiungswerk ebenso sehr wie die Verdienste der leitenden Persönlichkeiten. „Vor allem muß man anerkennen — schreibt er da — daß bei dieser erstauulichen Umwälzung das Verdienst jener, welche die politischen und militärischen Angelegenheiten der Verbündeten leiteten, kein geringes war. Es standen ihnen allerdings gute Elemente zu Gebote; niemals war eine so große Völkermasse von einem ausgesprochenen Willen, einer großherzigeren Bereitwilligkeit beseelt, sich den äußersten Anstrengungen zu unterziehen und Opfer jeder Art zu bringen.“ Nächst dem Fürsten Schwarzenberg ist es namentlich Blücher, dessen Genz rühmend gedenkt; den Operationsplan Sneysenaus nennt er ein Meisterwerk; die Durchführung dieses Planes in allen Einzelheiten von Breslau bis Leipzig sei der genialst durchdachte und glänzendste Abschnitt des Feldzuges. Weniger Beifall spendete er Bernadotte. Napoleons militärische Maßregeln während der Leipziger Schlacht unterzieht er einer scharfen Kritik, dagegen bewundert er die Art, wie er seinen Rückzug durch Deutschland bewerkstelligte, sehr.

Von den publizistischen Arbeiten, die Genz während der folgenden Zeit ausführte, ist eine der schönsten der Bericht über den Anteil des Dragonerregimentes Erzherzog Johann in den Gefechten am 28. und 29. August bei Mollendorf; wir finden ihn als Anhang zu einem Briefe an den Fürsten vom 22. September in unsrer Veröffentlichung abgedruckt. Auch der Entwurf eines Aufsatzes über das französische Kriegsmantest gegen Österreich wird mitgeteilt; ob derselbe auch ausgeführt worden und in den öffentlichen Blättern erschienen ist, bemerken die Herausgeber nicht. Genz hatte die Absicht, darzutun, daß sich die Kundgebung des Gegners vom Anfang bis zum Ende um eine durchaus erdichtete Voraussetzung drehe; es werde darin nämlich angenommen, daß Österreich die fünf letzten Kriege gegen Frankreich mit Einschluß des eben begonnenen ohne andern Beweggrund, als weil es die Gelegenheit für vorteilhaft gehalten habe, nicht infolge einer Herausforderung vonseiten des Kaisers Napoleon, beschlossen habe. Genz hebt hervor, wie seltsam und unpassend eine solche Argumentation für eine kriegsführende Macht sei. „Ob wir richtig oder falsch gerechnet, einer guten oder verkehrten Politik Gehör gegeben, unsre Kräfte und Mittel auf weise oder thörichte Unternehmungen verwendet haben, das alles ist unsre Sache; darüber könnten wir höchstens mit unsern Freunden oder mit denen, die bei unsrer Geschäftsverwaltung unmittelbar interessiert sind, in Erklärung eingehen. Zwischen zwei mit einander kriegsführenden Mächten hingegen giebt es keine andre Frage zu verhandeln als die, ob die Gründe,

welche die eine bestimmten, der andern den Krieg zu erklären, gerecht und hinreichend waren. Gerade aber das ist der einzige Punkt, worüber die französische Deklaration — denn dafür soll jener Bericht doch gelten — ein tiefes Stillschweigen beobachtet.“

Gentz mußte bis Anfang Dezember in Prag verbleiben, dann wurde er ins Hauptquartier gerufen, welches sich bereits am Main befand. Am 15. kam er in Freiburg an. Die Verhandlungen, an welchen er hier zunächst teilnahm, bezogen sich meist auf die damaligen politischen Verhältnisse der Schweiz und den Durchmarsch der Armee Schwarzenbergs durch ihr Gebiet, gegen welchen die Tagsatzung — noch unter dem Einfluß französischer Agenten stehend — protestirte. Eben über dieser Angelegenheit hatte er namentlich mit dem später so oft genannten Grafen Capodistria Unterredungen. Obwohl seine Ansichten von denen der russischen Staatsmänner sehr stark abwichen, erfuhr er doch vonseiten des Zaren eine außerordentliche Gunstbezeugung: am 2. Januar 1814 übergab ihm der Graf Nesselrode den Annenorden zweiter Klasse, und zugleich verkündete ein Ukas diese ehrenvolle Anerkennung ganz Europa: der Zar nannte ihn darin „den Ritter der Geseßlichkeit, den Verteidiger der echten Grundsätze der Staatsweisheit und Regierungskunst.“ In diesen Tagen schickte er auch einen Bericht über die Ereignisse der letzten Monate an den Hospodar: die Haltung der Schweiz, die augenblickliche Lage der verbündeten Truppen, die Lage in Italien und die Lage Dänemarks, dies alles legt er aufs klarste und gedrängteste dar. Es folgen dann in unsrer Veröffentlichung siebenundzwanzig — zum Teil schon von Prokesch-Osten veröffentlichte — Briefe, die alle an Karadja gerichtet sind und die militärischen und politischen Begebenheiten bis in den April 1814 hinein fortlaufend darstellen und erläutern. Einer derselben ist aus München datirt; vom 29. Januar an befindet sich Gentz wieder in Wien. Die Korrespondenz mit Metternich, der nun Fürst geworden war, hebt hier sofort wieder an. Anziehend sind namentlich die Briefe, in welchen er sich über die Stimmung in den vornehmen Kreisen der Residenz verbreitet; er findet da nur Parteisucht, Zweifelsucht, das Bedürfnis zu tadeln. Das Große, das bereits geschehen sei, werde nicht in Anschlag gebracht, der Blick aller sei ohne Unterlaß auf die Zukunft gerichtet; „was noch nicht erfüllt ist, was noch fehlt und was geschehen müßte, um dazu zu gelangen, das ist der ewige Stoff aller Gespräche. Fast keiner hat die Neugierde gehabt, mich zu fragen, wie denn dies oder jenes sich eigentlich zugetragen habe, durch welche Fügungen und Kombinationen so große Erfolge bereitet worden, wem das Verdienst davon zugeschrieben, wie denn in den entscheidenden Augenblicken dieser oder jener zu Werke gegangen sei. Was wird man thun? Wie wird man mit Napoleon endigen? Wird man sich nicht mit zu wenigem begnügen? Das sind die Fragen, mit welchen man ohne Unterlaß gequält wird.“

Eine solche Stimmung mußte Gentz umso peinlicher berühren, als nach

seiner Meinung der Krieg schon zu lange geführt worden war. Bei der ersten Nachricht von der Expedition im Innern von Frankreich durchfährt ihn „ein unnennbarer Schreck.“ Denn damit erschienen ihm die europäischen Angelegenheiten aufs neue und fast unlösbar verwirrt, dem Einflusse Rußlands der gefährlichste Spielraum gegeben, Ruhe und Frieden abermals in kaum absehbare Zukunft hinausgerückt. Jetzt war er friedensüchtiger als selbst Metternich geworden. Die auseinandergehenden Interessen der Verbündeten, meinte er aber, müßten jenseits des Rheins sofort zu Tage treten. Er wollte nun „ein verborgnes Geschwür, das an der Lebenskraft des Bundes nage,“ wahrnehmen. Der Gedanke, daß in Frankreich ein vollständiger Umschwung erfolgen müsse, war ihm vollends zuwider; er konnte sich selbst dann noch nicht mit ihm befreunden, als Metternich und Kaiser Franz bereits für ihm gewonnen waren. Im Februar über sandte ihm der Fürst Aktenstücke, in welchen u. a. die Frage erörtert wurde, ob eine innere Regierungsveränderung in Frankreich zu begünstigen sei. Gentz verneint sie aufs entschiedenste, er müsse, schreibt er, „seiner Durchlaucht freimütig bekennen, daß das darüber in den Aktenstücken aufgestellte System an ihm nie einen Verteidiger finden“ werde. Kaiser Alexander war der Ansicht, daß man der französischen Nation selbst die Entscheidung über ihre künftige Regierungsform anheimstellen solle, es schien ihm dann nicht fraglich, daß Napoleon gestürzt werden und die Bourbonen wieder auf den Thron gelangen würden. Gentz ist ganz anderer Meinung: „Der Grundsatz, daß ein Souverän nicht berechtigt ist, sich in die innern Regierungsangelegenheiten fremder Staaten zu mischen, ist falsch und verderblich . . . weil er einen andern voraussetzt, der mit monarchischen Ideen in schneidendstem Widerspruch steht, den man in unsern Zeiten kaum aussprechen hören kann und den von Euer Durchlaucht niedergeschrieben, von Seiner Majestät sanktionirt zu sehen, mir noch jetzt wie ein ängstlicher Traum vorkommt: daß nämlich — ich halte mich an die eigensten Worte — die Frage von der Regierungsveränderung eine Nationalfrage sei, daß der Nation die Initiative dabei zustehe, daß es von ihr abhängt, ob sie den wirklich regierenden Souverän toleriren will oder nicht.“ Dieser Grundsatz sei nur nach englischen Begriffen haltbar. Auch seien es nur die Engländer, die jetzt diese Ansicht verträten. Die Konsequenz, die Metternich da an ihnen rühme, habe in seinen Augen kein sonderliches Verdienst, sie habe vielmehr in gewissen Fällen unendliches Übel gestiftet, so in Spanien. Aber ein rein monarchischer Staat dürfe diesen Grundsatz schon gar nicht anerkennen. „Senes Prinzip der sogenannten Volkssouveränität ist ganz eigentlich der Angelpunkt, um welchen alle revolutionären Systeme sich drehen.“

Mehr als diese Ausführung überrascht uns in demselben Schriftstück, daß Gentz die Frage aufwirft, ob denn Napoleon wirklich ein Usurpator sei. Er ist fast geneigt, sie zu verneinen. „Selbst die Frevel von 1789 bis 1793 waren in Formen gekleidet, die nicht illegaler waren als die in England von 1648

oder 1688. Die Nation hat Napoleon anerkannt, auch alle andern, England zufälligerweise ausgenommen, ebenso wiederholt als freiwillig.“

Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Zeilen liest. So waren die Gedanken, welche einst das ganze Wesen des Mannes beherrscht hatten, wie ausgelöscht aus seiner Seele, selbst die Erinnerung, daß er sie einmal gehegt hatte, war aus ihr verschwunden. In welchen Ausdrücken hatte er einst über die Machthaber von 1793, über Napoleon, als er den Kaisertitel annahm, den Stab gebrochen! Es giebt einen unveröffentlichten Brief an Brinkmann aus dem Jahre 1804, der sich in förmlichen Wutausbrüchen über die Usurpation Napoleons und die schmachvolle Feigheit Europas, die sie so ruhig hinnahm, ergeht. Und nun! Nun findet er den Mißbrauch der Gewalt, den Napoleon nach außen geübt, vollständig geüht. Im Innern aber habe er „keinen Richter auf Erden.“ „Wenn die oberste Gewalt in unerträgliche Tyrannei ausartet, alle göttlichen und menschlichen Gesetze verschmäh't und zuletzt in einem Ausbruch von Erbitterung des von ihr selbst aufs höchste gereizten Volkes ihren wohlverdienten Untergang findet, so ist es einem unbefangenen Beschauer erlaubt, die Katastrophe wie eine Naturbegebenheit zu betrachten, sie zu erklären, sie auf ihre Gründe zurückzuführen, sie zur Lehre und Warnung aufzustellen, sie sogar zu entschuldigen, nur niemals sie zu rechtfertigen. Ein anerkanntes Recht zur Rebellion ist ein Prinzip des Todes für die gesellschaftliche Verfassung.“

Welches praktische Ergebnis haben aber diese Folgerungen für ihn? Weder die französische Nation selbst noch die verbündeten Mächte — mit Ausnahme Englands — haben das Recht, Napoleon abzusetzen, sehr wohl aber können sie ihn trotz des Willens der Franzosen auf seinem Thron erhalten. Staatsrechtlich steht dies für Gentz, wie er sagt, ganz sicher. Nur vom politischen Standpunkte wagt er nicht so entschieden zu sprechen. Doch scheint ihn zum mindesten Oesterreichs und Preußens Interesse gegen die Bourbonen zu sprechen, denn die Unabhängigkeit beider fordere, daß zwischen Rußland und Frankreich keine Annäherung stattfinde. Dieser Grundsatz, den Metternich selbst früher aufgestellt habe, sei für ihn jetzt der Hauptpunkt in dem ganzen System der jetzigen Politik. Daß Napoleon nach den Erfahrungen des letzten Jahres dem europäischen Gleichgewicht noch einmal gefährlich werden könnte, giebt er nicht zu; er bezeichnet es „als die Quelle aller großen Irrtümer — und also auch aller großen Leiden der Zeit“ —, daß man sich gar nie die Frage aufgeworfen habe, ob man denn mit Napoleon nicht auskommen, nicht politisch mit ihm leben könne, und daß man ihn entweder wie einen Halbgott oder wie ein Ungeheuer und bisweilen wie beides zugleich angesehen habe.

Die Halsstarrigkeit Napoleons in allen den Friedensverhandlungen, die während des Winters von 1814 angeknüpft wurden, zwangen Gentz, sich endlich doch auch umzudenken. Nach dem Abbruch der Verhandlungen von Châtillon

schien der Sturz der Napoleoniden unvermeidlich. Gentz fügt sich mit Anstand in das „Notwendige,“ er will alles vermeiden, was auch nur von fern einem Mißfallen an dem endlichen Sieg der Lieblingsideen der Zeit ähnlich sehen könnte. Aber in einem Bericht an den Hospodar bezeichnet er die Wiedereinsetzung der Bourbonen doch als eine „ungeheure Katastrophe.“

In den Schreiben der folgenden Zeit herrscht fast durchaus ein kühler, geschäftsmäßiger Ton, man sieht, daß der Anteil, den Gentz an den Welt-ereignissen nahm, ersichtlich geringer geworden war. „Sonst bin ich durch nichts entzückt — schreibt er Ende April 1814 an die Kachel —, vielmehr sehr kalt, blasirt, höhnisch, von der Narrheit fast aller andern, und meiner eignen — nicht Weisheit — aber Hellsichtigkeit, Durch-, Tief- und Scharfsichtigkeit, mehr als erlaubt ist durchdrungen und innerlich quasi teuflisch erfreut, daß die sogenannten großen Sachen zuletzt solch ein lächerliches Ende nehmen.“ Kaum daß die Zugeständnisse, welche die französische Charte der Revolution machte, ihn zu einiger Entrüstung aufrütteln konnte. „Wer wird künftig noch Lust und Beruf haben, die alten Ordnungen zu verteidigen?“ heißt es in einem Briefe an Metternich. „Who will support a tottering throne!“ Doch empfindet er einen kleinen Trost „in all dem Elend,“ daß die ultraaristokratischen Narren nun so unsanft aus ihren Träumen gerissen werden.

Die Haltung Oesterreichs, die Politik Metternichs auf dem Wiener Kongreß ist in allgemeinen Zügen bekannt. Gentz hatte höchstens in Einzelfragen eine eigne Meinung, im großen und ganzen stimmte er mit dem Fürsten überein. Doch wollen wir hier noch kurz sein Verhältnis zu Preußen berühren. So lange er in österreichischen Diensten stand, hatte er für einen engen Anschluß an diese Macht geredet und geschrieben. Auch jetzt wäre ihm Preußen der liebste Bundesgenosse gewesen. „Enges Einverständnis mit Preußen, das ist das caput rerum gerendarum,“ schreibt er an Metternich. „Wenn dies dauerhaft gegründet wird, so verschwinden drei Viertel meiner Besorgnisse für die Zukunft. Hierin und hierin allein liegt Deutschlands Wiedergeburt, Größe und Wohlfahrt und Präeminenz für alle zukünftigen Zeiten. Das ist die Garantie des ewigen Friedens, insofern er auf Erden überhaupt erreichbar wäre.“ Nichtsdestoweniger galt er auf dem Kongreß als der erklärte Gegner Preußens. Allerdings war er den durch die Befreiungskriege so mächtig angewachsenen populären Strömungen in diesem Staate sehr feindlich. Von der am Wiener Hofe so verbreiteten Furcht vor den geheimen Gesellschaften in Preußen, die man irrtümlich unter dem Namen „Tugendbund“ zusammenfaßte, war auch er befangen. Schon im Oktober 1813 hatte ihm „der Geist, der durch den allgemeinen Widerstand gegen die französische Herrschaft in Deutschland erwacht, durch die Steinischen Proklamationen mächtig gesteigert und besonders von Preußen aus dergestalt gewachsen war, daß der Befreiungskrieg einem Freiheitskriege nicht unähnlich sah,“ Anlaß „zu ernstern Betrachtungen und

Beforgnissen über die Zukunft" gegeben. Dazu kamen nun noch Preußens Ansprüche auf Sachsen, die wieder in der Volksstimmung einen starken Rückhalt fanden und die Kreise der österreichischen Politik zu stören drohten. Da wandte sich Stein, der ihn einst sehr geachtet, ja bewundert hatte, mit Unwillen von ihm ab, und der Dichter Stägemann, der Gemahl von Gentzens Jugendfreundin Elisabeth, sang die zürnenden Verse:

Du hattest einen Freund der jungen Jahre.
Er löste falsch der Lieb' und Heimat Bande:
Die Lieb', Elisabeth, war nicht die wahre;
Es schweigt das Lied von ihm, nicht von der Schande.

Auch die Freunde Humboldt und Wernhagen äußerten sich scharf über ihn. Karoline von Humboldt schrieb damals an die Nabel: „Er liebt die unsern nicht, unsre Preußen, verstehst du. Der eigentliche Geist, der die Nation begeistert hat, der sich klar in That und Wort bei Tausenden ausgesprochen hat, die hat er nicht erkannt. Das kommt eben auch daher, weil er die Liebe nicht kennt. Nun weiß ich, daß er sie verkleinert, verunglimpft, daß er schon jetzt nicht leiden kann, wenn die Welt voll ihres Ruhmes ist, und das hat mich denn nun ganz von ihm abgewendet. Ich werde still und schweigsam mit ihm sein, wenn er mich aber aufs äußerste treibt, so sag' ich's ihm gerad heraus.“

Indes wußte sich auch hier Gentz in die Verhältnisse zu finden; in der amtlichen Darstellung über die verschiednen Beschlüsse und die letzten Ergebnisse des Wiener Kongresses, die er im Juni 1815 an den Hospodar sandte, äußert er sich über Preußen nicht allzu ungerecht: es habe auf dem Kongreß eine der ersten Rollen gespielt, und sein Einfluß habe sich in allen großen und kleinen Angelegenheiten fühlbar gemacht. Das System, welches Preußen befolge, sei zwar nicht immer ein Muster von Uneigennützigkeit und Großmut gewesen, es habe die Umstände zu benutzen gewußt, nie einen günstigen Augenblick versäumt, sei in keiner Streitfrage geschlagen worden, und wenn es auch nicht verstanden habe, sich beliebt zu machen, so sei es ihm doch wenigstens gelungen, sich Achtung und Furcht zu verschaffen.

So weit führt uns die vorliegende Veröffentlichung. Namentlich in ihrer zweiten Hälfte enthält sie noch eine Reihe höchst interessanter Denkschriften, — über die Schweiz, über die polnische Frage u. a. —, von denen bis jetzt nur wenige bekannt waren.*) Verhältnismäßig am wenigsten Neues bringen die Schriftstücke, welche den Abschluß des zweiten Pariser Friedens betreffen. Doch wird man immer mit Vergnügen die „Schlußbetrachtungen“ lesen, die Gentz damals für den „Beobachter“ schrieb und die auch in der Schlesienschen Sammlung

*) Man muß es den Herausgebern zum Vorwurf machen, daß sie die bereits in der Sammlung von Prokesch-Osten gedruckten Stücke von dem, was neu ist, nicht unterschieden haben. Auch dies wird man kaum billigen können, daß die ursprünglich französischen Mémoires in deutscher Übersetzung gegeben werden.

seiner Schriften abgedruckt sind. Nach so ungeheuern Ereignissen sehnt man sich nach einem harmonisch abschließenden Worte. Dies wird hier gesprochen. Mit Recht konnte Gentz betonen, daß in keinem Zeitpunkte seit der Stiftung der europäischen Allianz die Harmonie zwischen den Hauptmächten vollkommener und inniger gewesen sei als damals, in den letzten Monaten des Jahres 1815. „Mit ihr aber — so fährt Gentz fort — ist die Dauer des allgemeinen Friedens verbürgt. Die Verhandlungen von 1814 ließen noch manches zu wünschen und manches zu fürchten übrig. Die Verhandlungen von 1815 haben das große Werk vollendet. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo die Aussicht auf ein goldnes Zeitalter in Europa nicht mehr unter die leeren Träume gehört.“

Wer es unternehmen wollte, den letzten Teil der Gentz'schen Wirksamkeit — 1816 bis 1832 — zu beschreiben, müßte vor allem auf sein Verhältnis zur orientalischen Frage sein Augenmerk richten. Die Furcht vor Rußland bildet gleichsam das Leitmotiv dieser Lebensperiode; vor dieser tritt die Abneigung vor dem europäischen Liberalismus, vor den Repräsentativverfassungen und Volksbewegungen doch stark in den Hintergrund. Eben durch den Gegensatz zu Rußland gelangte er schließlich dazu, revolutionäre Bewegungen wie die in Polen oder — auf Augenblicke wenigstens — in Griechenland gut zu heißen und ihnen Sympathien entgegenzubringen. Selbst die Julirevolution erschreckte ihn nur für kurze Zeit, bald war er mit ihren Ergebnissen ausgeöhnt. Mit dem Zarenreich war er dies nie.

Als Schriftsteller ist Gentz selten mehr aufgetreten. Für die Fortbildung seiner theoretischen Ansichten sind der in den „Wiener Jahrbüchern“ veröffentlichte Aufsatz über Pressefreiheit, dann die erst durch den älteren Prokesch-Dsten bekannt gewordenen kleinen Studien über Kant und über Montesquieu charakteristisch. In den zahlreichen Staatsschriften, die er bis an sein Ende schrieb, zeigte er sich immer als ein vollendeter Meister des Stils; hier ist übrigens wohl bei weitem noch nicht alles veröffentlicht worden.

Sein inneres Leben blieb auch in dieser letzten Periode nicht ohne stürmische Bewegung; als Greis war ihm noch ein ungeheures Glück beschieden, die Liebe zu Fanny Elsler. Es war — wie Barnhagen sagt — nicht eine bloß gefällige Neigung, ein wohlwollendes Anschließen, eine reizende Bethörung, sondern eine echte und volle Leidenschaft. Die Briefe an die Rahel, in welchen er sie anspricht, gehören zu den schönsten Bestätigern unsrer Literatur.

Gentz gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten Erscheinungen nicht nur seiner Zeit, sondern der deutschen Geschichte überhaupt. „Es gab eine solche Gestalt — ruft Barnhagen aus —, sie war einmal möglich, sie leuchtete auf und traf glücklich die Weltumstände, in denen sie gedeihen konnte; sie kann aber nicht wiederkehren, es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte aufs neue zusammentreffen.“